



Leseprobe aus Bierwirth, Meine Medizin seid ihr!
Gemeinsam sind wir stärker als der Krebs,
ISBN 978-3-407-81284-1 © 2022 Gulliver
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81284-1](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-81284-1)

Inhalt

Mehr will ich doch gar nicht	7
Ich bilde mir das alles nur ein	14
Ihre Augen sind in Ordnung	30
Schnitzel auf einer Insel	53
Diese Gesichter	83
Ich will schreien	98
Das allererste Mal	110
Braucht jemand <i>Extensions</i> ?	128
Einfach nur lachen	140
Millionen Schlafanzüge	154
Es sind die kleinen Augenblicke, die zählen	171
Ganz normal schöne Tage	182
Ich bin immer noch 18 Jahre alt	201

Ich bin wie ihr	243
In der Hauptrolle: ein Geburtstagskind	251
Leuchten wie Glühwürmchen	256
So tief gesunken	265
Normalität, bist du das?	278
Nachwort	288

Mehr will ich doch gar nicht

Ich will einfach nur mein Abitur machen.«
»Das ist das Erste, was ich mich sagen höre. Und auf einmal bin ich ganz weit weg, nicht mehr in diesem Raum mit der typischen Untersuchungsloge. Weit weg von dieser bizarren Situation.

Nie im Leben hätte ich mir vorstellen können, dass mir so etwas passiert. Daran denkt man doch nicht mit 18 Jahren: *Und was ist, wenn ich eines Tages ...? Na, ich plane mal lieber nicht so weit im Voraus ...* Und doch scheine ich jetzt mittendrin zu sein. Ich möchte weglaufen, alles hinter mir lassen, so, als hätte es diesen Tag heute nicht gegeben. Ich suche den Resetknopf und lasse den Tag innerlich neu starten. Zu Hause an meinem Schreibtisch: Ich versuche zu lernen, schlage mich mit der Proteinbiosynthese herum und frage mich, ob ich in Bio wohl über die fünf Punkte komme ... Typischer Abi-Lernstress eben, so wie für alle anderen aus meinem Jahrgang.

Wieso konnte mein Tag nicht einfach ganz normal weiterlaufen? Wieso höre ich schlecht und wieso sehe ich nicht richtig? Bilde ich mir das alles durch den Lernstress vielleicht doch nur ein?

Tausend Gedanken und Fragen wirbeln in meinem Kopf durcheinander. Unmöglich, mich zu konzentrieren. Mein Magen fährt wie wild Achterbahn. Ich spüre, wie die beiden Männer in ihren weißen Kitteln mich mitleidig anschauen,

wie mein Papa mich in den Arm nimmt und mir Sätze wie »Wir stehen das gemeinsam durch« und »Wir sind immer für dich da« ins Ohr flüstert und dabei selbst den Tränen nahe ist. Ich kann nur noch weinen.

Anschließend starre ich wie in Trance ins Nichts und fühle mich auf einmal auf der einen Seite völlig leer und auf der anderen komplett überfordert mit den ganzen Informationen. Aber dennoch weiß ich tief in mir drin eines ganz genau: Ich will das nicht. Ich will kein Mitleid, nicht diese ganze Aufmerksamkeit, ich will meinen Papa diese Worte nicht sagen hören. Ich würde mich am liebsten in Luft auflösen und komme mir plötzlich ganz klein und hilflos vor.

Der Arzt, der neu dazugekommen ist, kommt mir am schlausten vor, er scheint den Überblick über meine Situation zu haben. Er ist Neurochirurg. Er fängt an zu sprechen. Ich kann nicht wirklich folgen, bemühe mich aber auch nicht. Meine Gedanken fliegen mir im Kopf herum und dabei bleiben sie an den Wörtern »Operation« und »Tumor« hängen. Dabei zeigt der Arzt uns auf dem Computerbildschirm die Aufnahmen von dem MRT, das ich eine Stunde zuvor über mich ergehen lassen musste. Ich sehe nichts durch meine tränennassen Augen, bin aber sowieso nicht mehr aufnahmefähig. Mein Papa versucht, dem Arzt zu folgen, doch ich merke, dass auch er mit seinen Gedanken ganz woanders ist.

Der Neurologe, der mich als Erstes untersucht hat, sitzt mittlerweile hinter uns und sagt keinen Ton mehr. Erst denke ich, er hat ein schlechtes Gewissen – aber so fühlt sich wohl Mitleid an. Er hatte sich alle Mühe gegeben, meine

Prüfungstermine in der nächsten Woche zu notieren, um mich die Arbeiten vielleicht noch schreiben zu lassen. Doch es war wohl von vornherein klar: Sollte irgendetwas auf den Aufnahmen zu erkennen sein, das da nicht hingehört, würde ich mein Abitur erst einmal vergessen können. Der Zeitpunkt für schlechte Neuigkeiten könnte ungünstiger nicht sein. Oder ist das hier vielleicht eine »Versteckte Kamera«-Situation? Und gleich kommt jemand um die Ecke und sagt mir, dass das alles nur erfunden ist ...? Aber leider macht niemand Witze über so ein ernstes Thema. Das weiß ich natürlich selbst.

Nach dem Gespräch steht fest: Marlene bleibt im Krankenhaus. Wie lange und was genau als Nächstes geschieht, erfahren wir noch nicht. Eine Schwester nimmt die Anweisungen der Ärzte, dass ich ein Bett und ein Zimmer bekommen soll, entgegen, und ich verliere gleichzeitig die Kontrolle über mein Leben. Würde es nach mir gehen, würde ich gern erst mal nach Hause fahren, um wenigstens meine Sachen zum Übernachten zu packen. Dafür ist aber keine Zeit, und mich fragt auch gar keiner mehr. Meine Selbstbestimmung ist damit also komplett weg.

Mein Papa und ich sitzen wie bestellt und nicht abgeholt im Wartebereich der Ambulanz herum, bis mein Bett fertig ist. Unsere momentane Situation ist schrecklich und komisch zugleich: Wir sitzen hier mit *solchen* Nachrichten im Gepäck und können rein gar nichts tun, außer zu warten. Ich klebe an meinem Papa, hänge in seinem Arm, und er versucht mich mit Tränen in den Augen aufzubauen, mir Mut zu machen, aber ich merke, wie fertig ihn diese Situation selbst macht.

»Wir schaffen das!« – Worte, die mich aufbauen sollen, jagen mir einen Schauer über den Rücken. Ich möchte das nicht hören, die Worte sind mir richtig körperlich unangenehm, mir stellen sich die Nackenhaare auf, mir wird ganz kalt, und ich zittere. Von der einen auf die andere Sekunde bin ich zu einem schwerkranken Mädchen geworden, das Unterstützung und Hilfe braucht.

Ich bin 18 Jahre alt, meine Hobbys sind: Reiten, Singen, sogar richtig im Chor, Schauspielen, Fotos machen und mit meinen Freunden ins Kino gehen, ich höre gern Deutsch-Pop und House-Musik und schwärme für Tage ohne Verpflichtungen. Ich bin 18 Jahre alt, das Leben geht los, ich werde erwachsen. Ich bin 18 Jahre alt – und plötzlich bleibt meine Zeit einfach stehen und mit ihr das gerade erst entdeckte starke Gefühl der Eigenständigkeit und die so große Lust darauf.

Um uns herum sind ein paar Plätze besetzt, ich sehe Mädchen in meinem Alter und überlege kurz, wie peinlich es sein könnte, vor ihnen zu weinen. Doch dann entscheide ich für mich: Ich darf weinen. Ich würde am liebsten laut schreien, allen Leuten, die gucken, mitten ins Gesicht, doch ich lasse meinen Gefühlen lieber versteckt im Arm meines Papas freien Lauf. Ein Mädchen direkt neben uns hält mir ein Taschentuch hin, und ich nehme es dankbar an. Ich bin froh, dass sie nichts weiter sagt und nur zaghaft lächelt. Dann lässt mich Papa kurz allein, um Mama anzurufen und ihr die schlechten Nachrichten zu überbringen. Oh, meine arme Mama! Das hier muss das Horrorszenario für jede Mutter sein. Meine Mama hat ihre eigene Mutter an Krebs verloren und darum bei uns, ihren Kindern, immer darauf geachtet,

dass wir gesund leben. Und jetzt hat das eigene Kind einen Tumor, um genau zu sein: ein Medulloblastom. Ein bösartiger embryonaler Tumor des Kleinhirns.

Eine Weile später bekomme ich ein Zimmer auf der Neurologiestation. Ich teile es mir mit einer älteren Dame. Ich war noch nie im Krankenhaus und bin deshalb sogar etwas neugierig auf das, was mich erwartet. Auf meinem Zimmer angekommen, schließt mich die Schwester zur Überwachung gleich an einen Monitor an. Über drei selbstklebende Einweg-Elektroden, an denen Kabel stecken, wird die elektrische Aktivität meines Herzens gemessen, auch EKG genannt, und alle 15 Minuten bläst sich die Blutdruckmanschette auf, was alles andere als angenehm ist. Ich bekomme meinen ersten Zugang über den Handrücken gelegt. Au, das tut weh! Jetzt hängen gefühlt tausend Kabel an mir, und mir ist gar nicht gut.

Kurze Zeit nachdem Papa und ich es uns zusammen mit meinem Kabelsalat »bequem« gemacht haben, ich in meinem Bett und er auf einem Stuhl daneben, kommen meine Mama und mein drei Jahre älterer Bruder Pinkus an. Meine jüngere Schwester Ira, sie ist 15 Jahre alt, ist mit meinen Pflegebrüdern Jan, elf Jahre, und Aaron, 18, zu Hause geblieben, denn es ist schon spät, und sie müssen trotz der ganzen Panik ja ins Bett. Meine Eltern sind ausgebildete Pädagogen und nehmen im Rahmen der Jugendhilfe Pflegekinder auf, sie sind eine sogenannte Erziehungsstelle. Das ist genau genommen ihr Job. Er ermöglicht meiner Mama die Arbeit von zu Hause aus und schenkt ihr zusätzliche Zeit mit den Pferden. Mein Papa ist außerdem noch bei einer sozialen Einrichtung angestellt. Als Aaron und ich sieben Jahre alt

waren (er ist tatsächlich nur acht Tage jünger als ich), zog er bei uns ein, etwa fünf Jahre später kam dann noch Jan dazu. Aaron und Jan leben bei uns wie Familienmitglieder, sind aber eben nicht adoptiert. Die Jungs sind schon so eine lange Zeit fester Teil unseres Lebens, unsere Brüder eben, dass sie einfach dazugehören. Darum kann ich die oft gestellte Frage: »Fühlst du dich nicht vernachlässigt?«, ganz klar mit Nein beantworten. Klar, sie brauchen mehr Betreuung und Aufmerksamkeit, weil sie es nicht leicht hatten bei ihrem Start ins Leben, aber dadurch lieben meine Eltern mich ja nicht weniger. Jeder hat eben seinen ganz eigenen, individuellen Platz in unserer Familie.

Eigentlich darf man nur bis 18 Uhr Besuch bekommen, und über diese Uhrzeit sind wir schon lange hinaus. Weil es sich um eine Ausnahmesituation handelt. Das sieht das Krankenhauspersonal ein. Ich bin richtig ängstlich vor unserem Aufeinandertreffen. Ich hoffe, sie sind nicht allzu traurig und verzweifelt, denn ich weiß, wenn ich ehrlich bin, nicht, wie ich damit umgehen soll. Als Mama und Pinkus den Raum betreten, spüre ich ihre Unruhe, aber auch irgendwie ihre Erleichterung, mich lächelnd und einigermaßen wohlauf auf meinem Bett sitzen zu sehen. Ich habe mich mittlerweile etwas beruhigt und bin einfach nur noch froh, die beiden zu sehen und ein paar Klamotten zum Umziehen zu bekommen. Mama hat meine Sachen erst mal für ein paar Tage Krankenhaus gepackt. Sie gibt mir zur Begrüßung einen Kuss auf die Wange, und von meinem Bruder bekomme ich eine dicke Umarmung. Ich merke: Sie sind total unsicher. Sie versuchen für mich stark zu sein, sich zusammenzureißen und nicht angespannt und ängstlich rüberzukommen.

Ich selbst fühle mich momentan eigentlich ganz gefasst. Ich kann einfach nicht mehr weinen, wobei mir bei ihrem Anblick doch wieder danach zumute ist. Die eigenen Eltern und den eigenen Bruder wegen einem selbst so traurig zu sehen, ist grauenvoll, ich fühle mich absurderweise schuldig. Doch die liebevolle Art und der vorsichtige, zärtliche Umgang von Mama, Papa und Pinkus tun mir gut und geben mir Kraft und das Gefühl, das hier durchhalten zu können. Zumindest erst mal die Nacht zu überstehen.

Als Mama, Papa und Pinkus sich irgendwann losreißen können und müssen, weil uns nun doch eine Schwester daran erinnert, dass Bettruhe ist, weiß ich erst nicht, was ich tun soll. Aber ich bin offenbar so sehr erschöpft von der ganzen Aufregung, dass ich bald einfach einschlafe. Meinen letzten Gedanken nehme ich mit in eine traumlose Nacht:

Wieso passiert mir so etwas?

Ich bilde mir das alles nur ein

Samstag, sechs Uhr dreißig, acht Monate vor der Diagnose. Ich laufe schwankend, als wäre ich betrunken, über das unebene Kopfsteinpflaster unseres Hofes. Huch, da ist mein Kreislauf wohl noch nicht auf Touren. Passiert mir immer öfter in letzter Zeit. Ich muss mehr trinken. Es riecht nach Sommer, und ich weiß, heute wird ein warmer Tag. Ich versuche so leise wie möglich das Hoftor zu öffnen, damit ich niemanden wecke. Meine Eltern haben einen leichten Schlaf und hören immer alles. Währenddessen gehe ich in Gedanken den Tag und meine Sachen durch: Ich müsste alles dabei haben. Ich steige in das Auto meiner Kollegin und hoffe, dass ich sie nicht zu lange habe warten lassen. Um diese Uhrzeit bin ich immer knapp dran, aber meist schaffe ich es trotzdem gerade so, pünktlich zu sein. Wir unterhalten uns über das Wetter, die Schule, und ich frage mich die ganze Zeit, wie sie es schafft, so wach auszusehen.

Wir halten auf dem Parkplatz des Supermarktes und laufen gemeinsam Richtung Eingang. Es stehen schon Leute davor und warten ungeduldig, dass wir öffnen und sie alles Überlebenswichtige für den nächsten freien Tag kaufen können. Ob ich selbst später auch so sein werde? Ich hoffe inständig, nicht. Aber schließlich habe ich mein Leben selbst in der Hand und damit auch, wie ich mich verhalte und was mir wichtig ist.

Nachdem wir uns in dem Raum mit den Spinden umgezogen haben, gehen wir in voller Arbeitsmontur, einem grauen T-Shirt, an dem mein Namensschild hängt: »M. Bierwirth«, und einer schwarzen Schürze über unserer privaten Hose, an die Kassen. Ich bedanke mich innerlich bei meinem Chef, dass wir bei diesen Temperaturen T-Shirts tragen dürfen anstelle zugeknöpfter Hemden mit Schlips.

»Normalerweise mag ich den Sommer, aber dieses Jahr ist es doch wirklich viel zu heiß!«, höre ich mir bei jedem zweiten Kunden an und antworte mit einem meist nickenden Lächeln. Ich sitze also dauerlächelnd und mit wirklich guter Laune dort und bringe die Kasse zum Piepen.

Ich hatte mir den Job schlimmer vorgestellt. Aber ich habe tolle Kollegen, einen netten Chef, und ich muss nicht weit fahren.

Während ich irgendwann im Laufe des Vormittags fast schon mechanisch meinen Job mache, taucht ein mir sehr bekanntes Gesicht in meinem Augenwinkel auf. Es ist meine Mutter, sie macht ihren Großeinkauf der Woche und freut sich jedes Mal, mich bei der Arbeit zu sehen. Weil sie Familie ist, darf ich sie aber nicht an meiner Kasse abscannen, weil dann »aus Versehen« mal etwas durchrutschen könnte. Während ich die Lebensmittel einer Kundin abscanne, spricht sie also von der Kasse nebenan über deren Kopf hinweg kurz mit mir über später:

»Wann genau soll ich dich denn wo abholen?«

Wir werden es nämlich etwas eilig haben, und alles muss sitzen. Ich habe direkt im Anschluss an die Schicht Musical-Probe, und da die leider früher beginnt, als meine Schicht hier endet, versuchen wir so schnell da zu sein

wie irgend möglich. Ich spiele die Amber von Tussle in *Hairspray*.

Ab Punkt 13 Uhr gucke ich minütlich auf diese kleine Digitalanzeige in der Ecke meines Bildschirms, während ich den blöden Barcode bei einer Tüte Chips suche. Nur noch dreißig Minuten bis zum verdienten Feierabend! Ich rutsche mittlerweile ungeduldig auf meinem Drehstuhl hin und her. Obwohl, ungeduldig bin ich ehrlicherweise bereits seit zwölf Uhr – seitdem die Probe begonnen hat und ich nicht dort sein kann. Ich weiß jetzt schon, welche Blicke ich bei meiner Ankunft ernten werde. Eine Hauptrolle, die sich ständig verspätet, kommt leider überhaupt nicht gut an. Ich habe die Rolle zugesagt, bevor ich den Job hier angenommen hatte. Das Schauspielern gehörte schon immer zu meinen Leidenschaften, schon in der Grundschule habe ich mit meinem damaligen Chor ein Musical aufgeführt und dort eine Hauptrolle gespielt. Leider kann ich mir meine Arbeitszeiten nicht immer aussuchen. Manchmal passt es dann eben nicht so gut. Blöd ist das! Und mir sehr unangenehm. Aber was soll ich machen? Mein Führerschein bezahlt sich nicht von selbst. Und außerdem bin ich mir sicher: Ich kriege beides unter einen Hut. Ich bin ganz gut im Organisieren, und genug Power habe ich auch.

Während ich da so sitze und meine Akkordarbeit ableiste, summe ich das Lied meiner Rolle Amber.

Endlich ist es halb zwei. Ich werde von einer Kollegin abgelöst und gehe zügig durch den Laden, schlängle mich an dem einen oder anderen Kunden vorbei. Plötzlich bleibe ich abrupt stehen und muss mich wirklich konzentrieren – sonst kippe ich um, merke ich. Das ist heute schon das

zweite Mal, dass mir das passiert. Wieder der Kreislauf? Allerdings sitzen mir die Zeit und ein schlechtes Gewissen im Nacken. Eines Tages werde ich vielleicht einfach so ohnmächtig, denke ich. Doch heute scheint nicht dieser Tag zu sein ...

Mit meiner vollgepackten Tasche steige ich auf dem Beifahrersitz in das Auto meiner Mutter und knalle die Tür schwungvoll zu:

»Kann losgehen!«

Sie drückt mir lachend eine Bratwurst im Brötchen in die Hand, gekauft beim Grillwagen vor dem Supermarkt. Ich freue mich sehr über diese nahrhafte Überraschung und merke jetzt erst, wie ausgehungert ich bin. Das wird es wohl gewesen sein, was mich so schwach gemacht hat. Mit großem Hunger und totem Genuss esse ich also und genieße meine paar Minuten Pause auf der Fahrt zur Probe.

»Wir proben bis um sechs, danach werde ich vom Vater von Sophie, die auch beim Musical mitspielt, zu Daniel mitgenommen. Ich komme dann morgen Vormittag mit dem Zug wieder heim. Kann mich einer vom Bahnhof abholen?«, frage ich meine Mama mampfend.

»Ja, schreib uns einfach noch mal, wann genau wir dich abholen sollen«, antwortet sie nickend, während sie auf die Fahrbahn schaut. Am Probenort angekommen, der neuen Aula meiner Schule, gebe ich ihr zum Abschied einen schnellen Kuss auf die Wange und springe aus dem Auto.

Die Probe verläuft nach anfänglich vorwurfsvollem Schweigen mir gegenüber dann zum Glück wirklich gut. Ich merke, wie der lange Tag mir in den Knochen sitzt, ziehe es

aber durch. Nach der Probe fahre ich zu Daniel und bin froh, mich in den Samstagabend bei ihm fallen lassen zu können.

Daniel ist mein Freund, wir sind seit fast einem Jahr ein Paar. Ich habe ihn über einen alten Freund, mit dem ich zusammen auf der Grundschule war, zufällig kennengelernt. Er ist meine erste große Liebe, ein ruhiger, ganz lieber Typ. Seine braunen Augen haben so einen warmen Blick drauf. Er ist der Typ Mann, bei dem ich nicht viel nachdenken muss, was richtig ist, der mir bei allem hilft und mich unterstützt. Weiß ich mal nicht weiter, hat er immer eine Lösung parat.

Bei ihm angekommen, bedanke ich mich beim Vater von Sophie fürs Mitnehmen und hoffe innerlich, dass ich nicht zu viele Umstände bereitet habe. Ich kann das gar nicht leiden: dass jemand meinetwegen womöglich einen Umweg fährt. Ich steige aus und mit schweren Beinen die Treppe zum Haus hinauf. Ich klingele erschöpft, und Daniel öffnet mir strahlend die Haustür. Ich lasse mich in seine Arme fallen und hoffe, den Abend über diese nicht mehr loslassen zu müssen. Seine Mama hat gekocht, und ich ziehe mit geschlossenen Augen den köstlichen Duft ein. Nach dem Abendessen schlurfe ich die Treppen nach oben in Daniels Zimmer. Mein Ziel ist nur noch die Dusche und meine Jogginghose danach. Ich bin froh, dass wir an diesem Abend einfach nur einen Film im Bett schauen werden.

»Okay, überredet«, willige ich wenig später in einen Film ein, den Daniel ausgesucht hat. Zum Glück mögen wir größtenteils dieselben Filme. Bei ihm hört's bei Liebesfilmen auf und bei mir bei Horrorfilmen. Doch trotzdem diskutieren wir jedes Mal endlos, welchen Film wir schauen sollen. Das liegt vielleicht daran, dass er einmal einen Film

ausgesucht hat, den ich total doof fand, sodass ich jetzt lieber vorsichtig bin, auch wenn er schon voll und ganz überzeugt ist von einem Streifen. Aber heute fühle ich mich einfach zu kraftlos für eine Diskussion und habe mir vorgenommen, gleich nachzugeben und den Film mit ihm zu schauen, den er ausgesucht hat.

Als der Vorspann läuft, kuschele ich mich schon an seine Schulter. Etwa zehn Minuten später sind meine Lider schon ganz schwer, ich bin auf dem besten Weg, einzuschlafen. Daniel merkt das und hält mir seine Hand vor die Augen. Das ist seine Methode, um zu prüfen, ob ich noch den Film schaue oder schon schlafe. Wenn ich die Hand wegschlage oder irgendein Geräusch von mir gebe, bin ich noch wach. Halbherzig wedele ich noch vor meinen Augen herum, doch lasse sehr bald kichernd meine Hand wieder sinken. Daniel ist gnädig mit mir und zieht mich noch näher an sich. Dann guckt er eben allein, während ich selig in seinen Armen schlafe.

Ich wache mit einem flauen Gefühl in der Magengegend auf und kann nicht mehr schlafen. Ich setze mich auf und versuche mich zu konzentrieren. Mir ist schlecht, und ich wünsche, es wäre nicht so. Ich hasse dieses Gefühl und würde am liebsten anfangen zu weinen. Plötzlich muss ich würgen und möchte mich übergeben, doch so einfach ist das am frühen Morgen leider nicht. Daniels Hände berühren meine Schultern und versuchen mich zu beruhigen. Ich schaue in sein verschlafenes, besorgtes Gesicht und verabscheue das Gefühl, dass es mir mies geht und er mich so sieht. Ich mag es nicht, Mitleid zu bekommen, ich fühle mich dann immer so schwach. Ich muss erneut würgen. Wieder weiß ich: Ich

kann mich nicht übergeben, und ich will es auch nicht. Ich halte dem ekligen Gefühl stand und lasse es über mich ergehen. Nach weiteren zwei Malen ist es vorbei. Ich bin erschöpft, und obwohl es mir unangenehm ist, dass Daniel mich eben erlebt hat, hat mich seine Anwesenheit beruhigt. Ich lege mich wieder hin, er zieht mich zu sich. Ich schliesse die Augen, versuche den Moment eben zu vergessen und nicht weiter darüber nachzudenken, bevor ich mich noch in etwas hineinsteigere.

Ja, zugegeben, solche »Anfälle«, wie ich sie nenne, bekomme ich des Öfteren in letzter Zeit. Wahrscheinlich bin ich einfach nur überlastet.

»Schließ bitte alle Türen richtig, es wird kalt!«, ruft mir meine Mama zu, bevor ich in die Küche komme. Es ist Herbst geworden, um genau zu sein, der zweite Sonntag im Oktober, gegen halb sieben Uhr abends. Meine Familie, Mama, Papa, Pinkus, Ira, Jan und Aaron, sitzt am Esstisch zusammen und wartet mit dem Sonntagsessen auf mich. Ich freue mich, alle in unserer kleinen Küche versammelt zu sehen. Es ist schon dunkel draußen, und meine Eltern haben Kerzen auf den Tisch gestellt, ich liebe diese Herbststimmung und die Wärme drinnen im Haus.

Alle beginnen zu essen. Was für ein schönes Beisammensein! Nur bekomme ich mal wieder nichts runter. Das Geräusch, wenn die anderen essen, löst in mir heute ein Ekelgefühl aus, und ich versuche krampfhaft-konzentriert, einfach meinen Bissen hinunterzuschlucken. Nach einer halben Portion muss ich aufhören zu essen, es geht nicht mehr, ich habe es wirklich versucht.